

Auch ein Fähnlein von Aufrechten

Autor(en): **Jegerlehner, Johannes**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **4 (1914)**

Heft 37

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-640027>

Nutzungsbedingungen

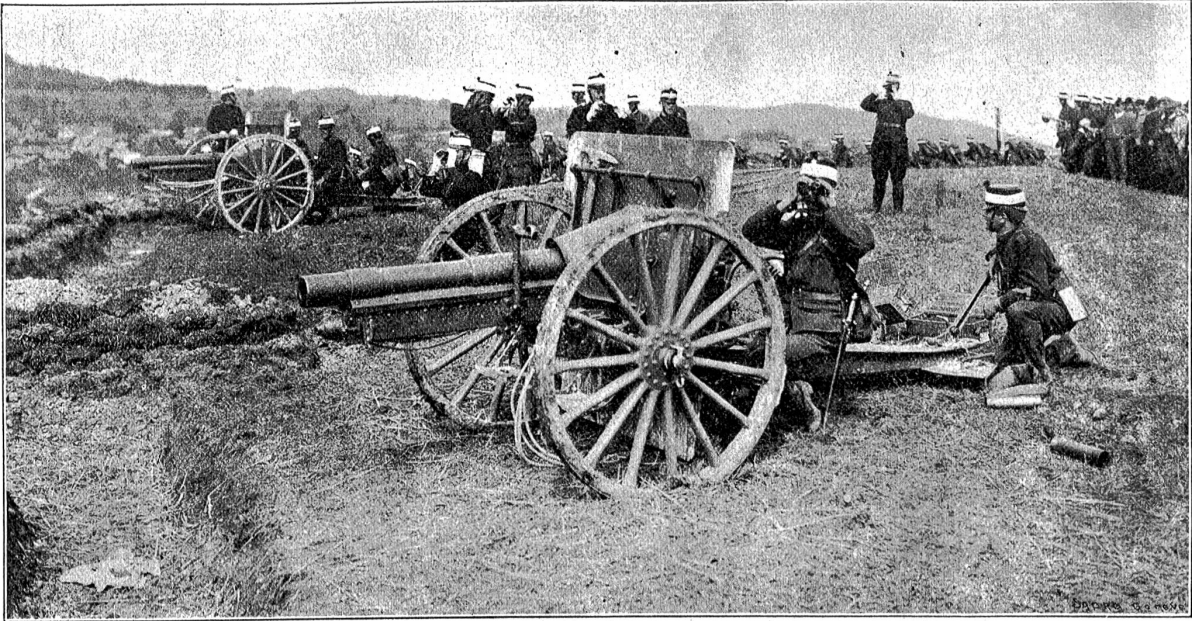
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Schweizerische Militärbilder: Feldartillerie in Tätigkeit. (Manöver des III. Armee-korps.)

hatte ihn einst in den Kerker geworfen, weil er Verrat geübt. Auf Verrat sann er auch jetzt. Er langte einen Pfeil aus dem Köcher und spannte den Bogen. Trewula riß sich den Mantel von den Schultern. Wie eine Fahne schwang sie ihn in der Hand. Eine Strähne ihres weißen Haares löste sich und wehte wie der Mantel. Jetzt brach sie aus dem Walde und jetzt stand sie vor König Richmut. Ein Pfeil aber fuhr zischend durch die Luft. Er galt dem geächteten König. Und Trewula, sein Gemahl, empfing ihn im Herzen.

Herzog Andolf sprengte auf den Knecht zu, der das Geschloß versendet, und mit dem Schwert spaltete er ihm, ehe er sich flüchten konnte, das Haupt. Dann riß er sein Roß herum und lenkte es nach der Stelle, wo König Richmut stand. Zu dessen Füßen lag Trewula in braunhärenem Gewande. Ihr verschneites Haar hatte sich gelöst und rieselte über Richmuts Fuß. Er aber hielt die beiden Hände über sie, als ob er mit suchenden Fingern nach ihr tastete, deren leblose Gestalt er aufrecht stehend doch nicht erreichen konnte. Er stand da mit weitauferissenen Augen; vor denen zerriß weit in der Ferne ein Nebel. Vorgebeugt stand König Richmut, halb lauschend, halb spähend.

Noch immer war der Frühlingswind im Wald und Vögel stiegen aus dem Tannendunkel zum Licht. Irgendwo weit weg tönte ein Horn.

War es König Richmut, als ob er das Horn seiner Burg Waldfried hörte? Sah er die grauen Mauern auf dem Hügel mitten im Forste? Hörte er einen Bach plätschern im Waldesdunkel? Ein Mädchen lag auf den Knien am

Wasser und wusch. Hörte er sie sprechen, laut und fest: „Ich bin nicht zum Spiel?“ Ihre Augen schlug sie nicht nieder. Sie waren frei und klar wie das Wasser des Baches.

„Wollt Ihr noch streiten, König Richmut?“ tönte Herzog Andolfs Stimme laut in seine Gedanken.

Da zuckte der andere. Sein fernhinstarrender Sinn kam zurück. Er erwachte, und sein Blick fiel auf das Schwert, das seinen Händen entfallen war.

„Es war um mein Reich“, sagte er, als erinnere er sich erst jetzt, „es war um mein Reich, darum wir in Fehde standen. Nimm! Herzog Andolf! Alles, alles, was mein ist! Urfehde schwöre ich Dir! Und willst Du mich töten, weil ich wider Dich stand, so tue es! Was ist das Leben neben meiner Armut!“

Nun bog der Stolz das Knie. Nun ließ er sich nieder neben seinem Weibe. —

Der Frühlingswind war im Walde. —

Herzog Andolf winkte.

Die Seinen zerteilten sich. Mit leisen Hufen fast gingen ihre Rosse, bis sie in scharfer Entfernung standen.

König Richmut aber kniete und faßte nach seinem Haupte mit seinen Händen. „Ich habe es nicht gewußt“, sagte er vor sich hin. „Ich habe es nicht gewußt.“

Eine Lerche jauchzte zum Himmel. Sang sie das Lied von Trewulas Treue? Sang sie das seltsame Lied von dem König, der nicht wußte, was sein Glück war, ehe daß es ihm starb?

— Ende. —

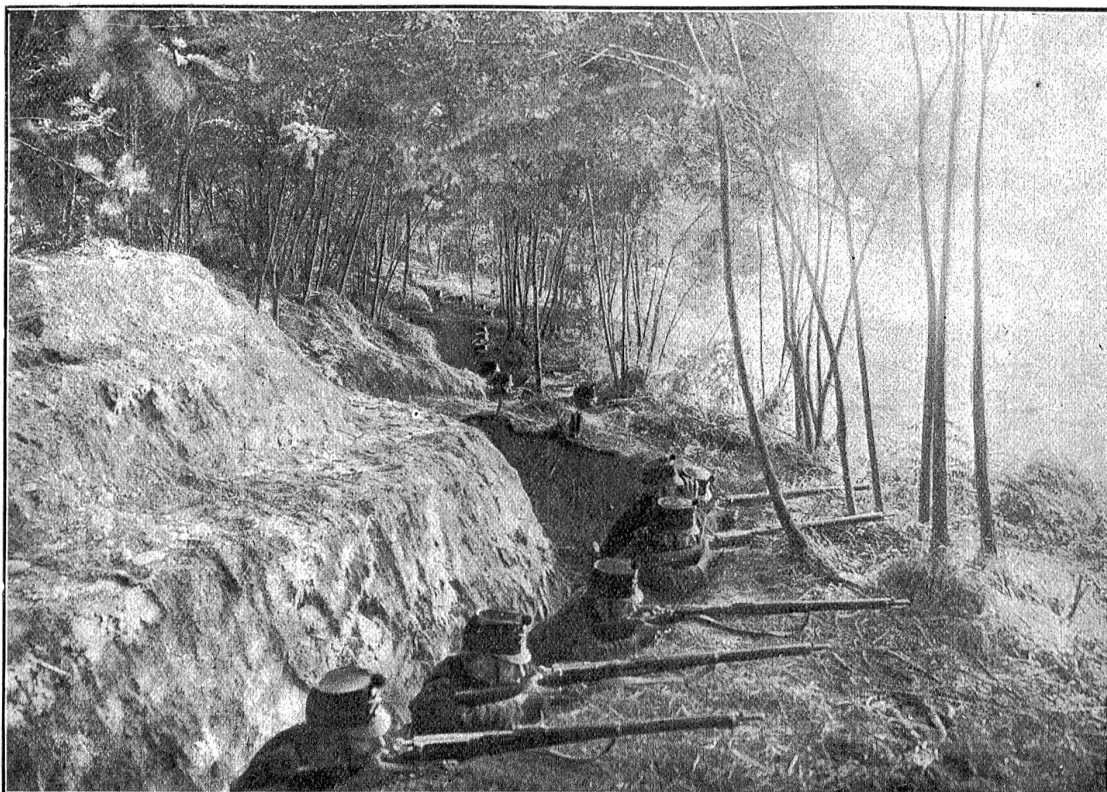
Auch ein Fähnlein von Aufrechten.

Von Johannes Jegerlehner.

Morgen frei, bravo! johlte und brauste es auf den sieben Treppen und durch die kassernenlangen Gänge des Schulhauses. Ein Gallogebrüll wie beim ersten Schneegewirbel im Dezember oder bei der Nachricht, daß vier Lehrer

auf einmal einer Grippe wegen die Schule fehlen. Den Samstag frei und den Sonntag sowieso, macht zwei Tage, fast eine halbe Ferienwoche. Zu—holio—holio!

Die großen Manöver näherten sich der Stadt, und



Von unsern Cruppen an der Grenze: Eine Abteilung der 4. Division in Schützengräben.

die Schule gab den Samstag frei. Die drei größten Schwärmer der Tertia, der altkluge Rheinländer Gerland, der birkenlange Riesinger und Gerber mit den tiefschwarzen Träumeraugen waren sofort einig, die seltene Gelegenheit am Schopf zu fassen und sobald wie möglich aufzubrechen. Gleich nach dem Nachtessen und zu Fuß, wurden sie auf der obersten Treppe rätig. Auf der mittleren Stiege entschieden sie sich für den letzten Nachtzug und auf der untersten für die Wanderung in grauer Morgenfrühe. „Morgens hat Gold im Mund“, sagte Riesinger gewichtig, und das schlug ein. Ebenso rasch war die Proviantfrage gelöst: Zehn Paar Basler Knadwürste, eine Teemaschine, ein Kilo dünne Pflaumen und etwas Silbergeld für den Durst.

Im grauen Nebeldämmer des andern Tages liefen die drei Kameraden mit den kugelförmigen Säcken am Rücken durch die toten Gassen der Stadt, dann querfeldein und schlugen sich tapfer durch das Dick und Dünn der Waldungen und Gebüsche. An stumm des Weges ziehenden Infanteriekolonnen, klirrenden, verstaubten Artillerieabteilungen und dünnen, auf dem Bauch liegenden Schützenlinien ging es ohne Raft vorbei, bis sie ihren Lehrer, den Sted, als Kommandant hoch zu Pferd aus dem Kriegsgetümmel herausfanden.

Die Tertianer waren dem Deutschlehrer Sted vor allen andern ans Herz gewachsen, und daraus ergab sich von selbst, daß die Schüler an seinen Rockfäden hingen. Voller Achtung und Ergebenheit hatten sie ihm lange keinen Ueberramen angehängt, während die andern Lehrer vom ersten Tag an mit verstümmelten oder fremden Namen tituliert wurden. Sie nannten ihn durch die Bank weg Sted. Dr. Hans Sted lautete seine Visitenkarte unter der Hausglocke, und an diesem feingestimmten Dreiflang war kein Ton höher oder tiefer zu schrauben, bis einmal ein Ueberräumer, dem das Jahrglement geläufiger war als die Schulordnung, das ehrbare Sted in Stöck verdrehte. Stöck tönte voller ins Ohr als Sted, man konnte den Mund

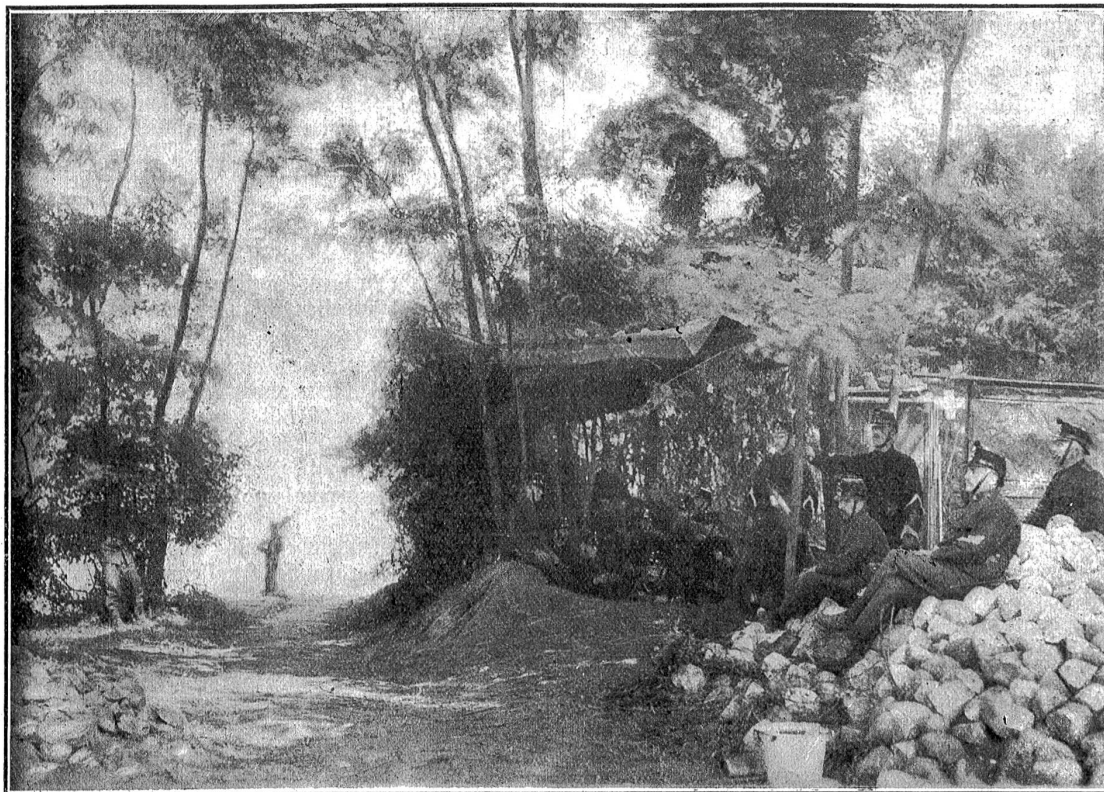
dabei weiter aufsperrn, und so wurde der vorteilhaften lautlichen Veränderung allgemein zugestimmt.

Nach der Kritik marschierten die drei Tertianer mit Stöcks Soldaten Schritt und Tritt ins Quartier, wo er sie kameradschaftlich an die Offizierstafel lud, die im Wiesengrün zwischen zwei mächtigen Apfelbäumen aufgeschlagen und mit zinnernen Tellern und eisernen Besteden gedeckt war. Aus einem mächtigen Kessel schöpfte ein Soldat die dampfende Fleischbrühe, in der zweifränklergroße Fettäugen schwammen. Nach der Suppe erhielt jeder eine brettbreite Schnitte Soldatenbrot, eine große Kelle voll gelben Risotto mit langen Käsfäden und einen Klumpen Tellerfleisch, das köstlicher mundete als der beste Neujahrsbissen. Und das sei nicht etwa feinere Kost, für die Offiziere eigens zubereitet, erklärte der Lehrer. Die Soldaten hätten ihre Portionen aus der gleichen Küche geholt. Die Äpfel, die zum Nachtisch aufgetragen wurden, die mühten die Offiziere freilich bezahlen. Die Soldaten erhielten sie umsonst, da die Bauern hier zu Lande freigebig und militärfreundlich seien und in den Kantonnementen große Körbe voll aus teilten.

Als die drei Rotbädler höflich dankend sich verabschieden wollten, hielt Hans Kaspar Sted sie zurück.

„Weitum sind die Gasthäuser und Bauernhöfe alle mit Truppen belegt. Da könnt ihr nirgends unterkriechen. Bleibt jetzt nur hier und schlaft mit uns in den spießigen Manövernestern, das wird euch Betthafen großen Spaß machen. Da das Dorf klein ist, haben meine Kameraden es vorgezogen, die sechs Matratzen, die in Betracht fallen könnten, den Bürgern zu belassen und gemeinsam im Stroh zu nächtigen.“

Die Einladung wurde natürlich mit lachenden Augen angenommen und die russische Zigarette, die der Adjutant aus silbernem Etui ihnen anbot, mit Kennermiene und bedeutsamem Kopfnicken in Brand gesteckt. Kurz nach Mitternacht erfolgte Alarm. Die Offiziere raschelten aus dem Stroh und wischten den Staub aus den Augen. Voller Hast



Von unsern Truppen an der Grenze: Baracke einer Grenzwache der 4. Division im Walde.

banden sie die Schuhe an die Füße, schnürten die mit Pistole und Feldstecher beschwerten Ledergürtel und rannten, von loderndem Pflichtgefühl und altererbtem gut eidgenössischen Siegesdrange getrieben, in die Kantonnemente ihrer Untergebenen.

Die drei jungen Zivilisten hoben die beduselten, von Schlaf und Traum irren Köpfe und richteten die verstaunten Augen in das hastige Getriebe. „Mutter, die Pantoffeln, da — wo —“ stammelte Gerber in der Trunkenheit.

„Wo brennt's?“ fragte Riesinger in Todesangst.

„Pantoffeln gibt es hier nicht und Frauen werden nicht ins Kantonnement eingelassen, und brennen tut's nur in der Soldatenküche,“ beruhigte Hans Kaspar Sted die Schüchlinge mit seinem tiefen verräucherten Baß. Er stand spreizbeinig, in kriegerischer Haltung vor den drei verwirrten Ueberräucherern. Der gelbe Lichtstrahl der Stallaterne streifte sein strenges, wetterhartes Gesicht, das von dem niedergezogenen Sturmband und dem oxsenledernen Schirm des martialischen Kriegshutes schwarz gerahmt wurde.

„Zieht eure Zipfelmützen nur über die Ohren. Das Bataillon marschirt in einer halben Stunde ab, Richtung flußaufwärts. Bis wohin, weiß ich selber nicht. Das kommt ganz auf den Feind an. Aber das sage ich euch, heute werden wir ein erkleckliches Stück vorrücken, den Gegner angreifen und in die Pfützen jagen, wenn er uns nicht zeitig entwischt. Das Gebrüll der Kanonen und das Rattern der Maschinengewehre wird euch schon auf die richtige Fährte leiten. Und damit ihr das Frühstück nicht unter den Bäumen der Hofstatt auflesen müßt, habe ich mit der Bauersfrau dieses Hauses ein Abkommen getroffen. Punkt fünf Uhr wird sie euch mit Kaffee und gebratenen Kartoffeln aufwarten. Noch gute Ruhe und auf Wiedersehn.“ Nach diesen Worten rasselte der Offizier steif und stolz wie ein Husaren-general durch die Tanne davon.

Heia, waren das herrliche Stunden für die frisch aufblühenden Freiharstbuben! Zwei goldene Ferientage, die ein mächtiges Verlangen nach der nicht mehr so fernen Re-

krutenzeit weckten, wo sie auch das Ehrenkleid tragen, im Handumdrehen große Schlachten gewinnen und aus Zinntellern Spaß und gepfefferten ziegelroten Risotto schnabulieren durften.

Als Dr. Sted einige Tage später das Schulzimmer der Tertia wieder betrat, klopfte ihm das Herz vor Lust. Den ganzen Morgen hatte er sich heimlich auf diese letzte Vormittagsstunde gefreut. Mit spikem Rinn und braunen Wangen war er aus dem Militärdienst entlassen worden. Und wenn er aus dem Lärm und den kurzen, oft schlaflosen Nächten einer strengen Manöverzeit in die vier stillen Wände seiner Schulküche zurückkehrte, hei, wie brodelte es da noch in seinem Kopfe! Er roch in allen Ecken Pulverdampf und Kolonnenschweiß, bildete sich ein, der innere Dienst sei während seiner Abwesenheit ins Aschgraue vernachlässigt worden, glaubte überall Zeichen von Unordnung und Zuchtlosigkeit wahrzunehmen und griff wieder fest in die Zügel. Mit ten in der Stunde herrschte er zuweilen die Schüler an: „Säcke ablegen, Gewehre zusammen, d. h. Bücher und Hefte schließen.“ Hernach fuhr er mit der Hand über das Rinn, als ob er das Sturmband lösen wollte und sagte, den hellen Glanz in den Augen: „Zekt Kopf auf, Buben, Bücher und Schreibzeug weg und die Hände zum Gebet, wir reden zusammen vom Vaterland!“

„Gerber, was ist los?“ fragte Sted zu Beginn der Stunde den kleinen, diden Tertianer, der über die schwarzgestrichene Tischplatte gebeugt, schief wie ein Fahrzeug, das umkippen will, die Hand hoch in die Luft streckte. Ein roter Schein, den die flammenhelle Halsbinde noch verstärkte, lag auf seinem mit Märzflecken getupfelten Gesichte.

„Der Gerland hat gesagt, wenn es jetzt Krieg geben würde zwischen Deutschland und Frankreich, so —“

„Nach „wenn“ den Konjunktiv, wie wir es gelernt haben,“ verbesserte der Lehrer.

„Wenn es jetzt Krieg gäbe zwischen —“ die Kameraden lachten.

„Der Gerland hat gesagt, wenn es jetzt Krieg gäbe zwischen Deutschland und Frankreich, und die Deutschen auf die Schweizer losgehen würden —“

„Den Konjunktiv, bitte!“

„— auf die Schweizer losgingen, so dürften wir uns nicht wehren, wir seien ja neutral, unsere Gewehre nützen uns nichts, weil wir sie nicht gebrauchen dürften.“ Der Kleine zog die Mundwinkel schräg abwärts und zielte mit einem bösen Blick aus seinen schwarzen, mandelförmigen Kinderaugen auf den reichsdeutschen Kameraden, der seit zwei Zeugnislängen das städtische Gymnasium besuchte.

Gerland hatte bei den ersten Worten der Anklage den Finger blitzschnell in die Höhe gehalten.

„Gerland!“

„Das habe ich nicht gesagt. Gerber hänselte mich jeden Tag, weil ich Reichsdeutscher bin, und da bin ich zornig geworden und habe gesagt, die Schweiz sei zu klein, als daß sie mit Deutschland Krieg führen könnte. Zudem sei sie neutral, und — und —“

Zehn Spieße flogen links und rechts, vor ihm und hinter ihm drohend in die Höhe. „Nein, der Gerland hat gesagt —“

„Er rief in einem fort —“

„Er hat geprahlt —“

„Ar—ruhig!“ gebot der Lehrer, ohne seine freundliche Miene zu wechseln. „Morgen haben wir wiederum Deutsch. Gerland wird uns in einem kleinen Vortrag auseinandersehen, was er gesagt hat und wie er zu seinen Behauptungen gekommen ist, und Gerber ebenfalls. Ihr andern dürft nachher die Schnäbel auch aufsperrn und euch vernehmen lassen, und ich werde als Schiedsrichter dafür sorgen, daß es keine blutigen Köpfe abseht. Die nächste Stunde soll also dem Vaterlande gelten. Nehmt das „Fähnlein der sieben Aufrechten“, wir lesen weiter.“

Bei den Kollegen behauptete Dr. Sted hartnäckig und zäh, in der Tertia lache der blaue Himmel zu allen Scheiben

herein, und doch lag das Zimmer gegen Norden, und ein mächtiger rundwipfeliger Kastanienbaum rechte mit langen, grünen Fingern gegen das Dach des Schulhauses. Und an den Markttagen, wenn die Bauernwagen über das Steinpflaster holperten, direkt vor dem Gebäude die Kälber und Schweine der Bauernsamen zwischen Jura und Alpen aufgefahren wurden, lapperment, da mußten beide Fenster geschlossen werden und Lehrer und Schüler sich in die Ohren brüllen, damit sie einander verstanden. Das geschah aber in der Woche nur zweimal, und heute war kein Markttag, und durch die großen, rauschenden Kastanienblätter guckten wirklich die sonnhellen blauen Tupfen des Firmaments.

Zwanzig Blide flogen ihm zu, als Hans Kaspar Sted andern Tags gemessenen Ganges vor das Katheder schritt. Wenn er den Schülern etwas Bedeutsames anzuzeigen hatte, das er aus tiefster Brust heraufzuholen schien, so trat er vor die erste Bankreihe, um den Zungen gleichsam ins Herz zu reden, streichelte mit Daumen und Zeigefinger den Nasenzipfel und blies zweimal durch die Rüstern. Heute verharrete er gleich zu Beginn der Stunde vor den Bänken, dem Pulte den Rücken zuwendend, und betupfte gedankenschwer seine breite, lederbraune Knollennase.

Wie festgenagelt saßen die Buben in ihren schönen neuen Sätzen, die Brust auf die Platte gebeugt, die Augen sperrangelweit offen. Sogar der Allerwelts-Strudelwudel Gempeler, der stets mit zehn Fingern an den Heften unter der Bank zu nesteln hatte, saß mit verschränkten Armen an seinem Plaze, mäusehinstill. Zwei winzige senkrechte Strichlein zwischen den Brauen verrieten, daß er in großer Spannung wichtigen Dingen entgegenlauerte.

Der Klassenchef erhob sich stramm und meldete mit einem bedeutungsvollen Lächeln auf den Lippen: „Niemand fehlt — für heute keine Aufgaben — Gerland und Gerber halten den Vortrag.“

(Schluß folgt.)

☞ ☞ Kriegsgreuel. ☞ ☞

Von Walter Dietiker.

Nicht fassen Herz es und Verstand:	In Trümmern raucht so mancher Herd,	Wir glaubten uns so gut und klug
Es ist ein neuer Krieg entbrannt.	Gar tiefe Wunden schlägt das Schwert.	Und Raum für alle war genug.
Der Himmel glimmt in roter Glut,	Und wir, wir fragen ohne Ruh:	Und nun erkennen wir erschreckt
Der Erdball trieft vom warmen Blut.	„O großer Gott, warum, wozu?“	Das Tier, das noch im Menschen steckt.

Das sich erhebt — es schlief ja nur	O Himmel, sag', wann endlich siegt,
Im goldnen Käfig der Kultur.	Was Göttliches im Menschen liegt?

Dor fünfhundert Jahren.

Im vergangenen Juli vor fünfhundert Jahren strahlte die junge, aber schon kräftige Stadt Bern im Festschmuck. Sie erwartete Besuch: König Sigismund, der seit 1410 auf dem deutschen Thron saß und Hoheitsrechte über die reichsunmittelbare Stadt Bern besaß.

Die Geschichte berichtet vom Jahre 1414, daß der König kurze Zeit nach seiner Thronbesteigung mit den Eidgenossen Beziehungen anknüpfte. Er kannte sie als tapfere und kriegerrische Männer und versuchte, sie für sein Unternehmen gegen den Mailänder Herzog Philipp Maria Visconti zu interessieren. Aber die Eidgenossen waren nicht so willfährig, wie er gehofft hatte. Obwohl er persönlich die Unterhandlungen

mit den Boten der acht alten Orte in Chur leitete, vermochte er nicht, sie für seine Pläne zu interessieren. Dagegen brachte er es zustande, daß ihn eine 600 Mann starke Söldnerschaar über den Monte Cenere begleitete. Als er aber für ihren Sold nicht aufkommen konnte, ließen sie ihm in Tesslerete davon.

Mit dem Versagen dieser Hilfe scheiterte dann überhaupt das Unternehmen des Königs gegen den Mailänder. Die Streitkräfte, die er vor die verschlossenen Tore Mailands führte, waren nun viel zu gering, als daß sie dem Herzog hätten imponieren können. Unverrichteter Dinge, nur mit nichtsagenden Versprechungen getröstet, mußte er